

Katie Powner

DAS *Leuchten*
DER *Berge*

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Renate Hübsch

GerthMedien



Die amerikanische Originalausgabe ist im Verlag
Bethany House Publishers, a division of Baker Publishing Group,
Grand Rapids, Michigan in 11400 Hampshire Avenue South,
Bloomington, Minnesota 55438 erschienen.

© 2021 by Katie Powner

© 2025 der deutschen Ausgabe Gerth Medien
in der SCM Verlagsgruppe GmbH,
Berliner Ring 62, 35576 Wetzlar

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Namen, Charaktere, Ereignisse
und Dialoge entstammen der Vorstellungskraft der Autorin.
Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen oder Personen,
ob lebend oder tot, ist rein zufällig.

1. Auflage 2025

Bestell-Nr. 821083

ISBN 978-3-98695-083-5

Umschlaggestaltung: Hanni Plato unter Verwendung
bildgebender Generatoren

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Übersetzung: Renate Hübsch

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

www.gerth.de

Für Julia Marie (Leskiw) Reis

*Seh ich 'nen hochhackigen Schuh,
'nen Teddy, ein rotes Kanu,
dann denk ich: Du.*

1

Geheimnisse sind wie Pennys. Einen besitzt jeder, selbst die Ärmsten unter uns. Manche dieser Pennys sind neu und glänzend, andere sind fleckig und mit den Jahren abgegriffen. Ich hätte meinen schon vor Jahren in den Gallatin River werfen sollen, dann könnte ich ihn heute nicht herausholen und zwischen den Fingern drehen und mich fragen, warum oder ob.

»June? Bist du hier draußen?«

Die Fliegengittertür knarrt, als Randolph auf die Veranda tritt, und ich stecke mein Geheimnis weg. Er lässt sich in den hölzernen Schaukelstuhl neben mir sinken.

»Es ist immer noch so schön.«

Ich nicke. Der Herbst liegt in der Luft, aber heute scheint die Sonne, und der Berg, der hoch und stolz vor uns steht, ist noch blau. Bald wird er kantig und weiß sein, aber heute sieht er fast freundlich aus. Ich habe lange genug hier gelebt, um zu wissen, dass er es nicht ist.

Randolf streckt den Arm aus und legt seine knorrige Hand auf meine. Ich mag es, ihr Gewicht zu spüren, sie ist wie ein Anker.

»Ich warte auf das Licht.«

Diesmal nickt er. »Hast du heute mit Mitch gesprochen?«

»Nein.«

Ich hatte vorgehabt, meinen Sohn anzurufen. Randolph erinnert mich jeden Morgen daran. Aber die Angst hält mich ab. Ich will nicht fort aus meinem Zuhause.

»Da ist es.« Ich zeige auf den Berg, als ob Randolph nicht mit eigenen Augen das Licht sehen könnte, das dort erscheint, wenn die untergehende Sonne genau den richtigen Stand am Himmel erreicht.

Randolfs ohnehin zerfurchtes Gesicht legt sich in noch mehr Fältchen, als er lächelt.

»Was der alte Kauz wohl heute Abend vorhat?«

Ich drücke seine Hand. »Nach einem Schatz suchen natürlich.«

»Ah ja. Ja, natürlich.«

Das alte Märchen tröstet mich. Als Mitch noch klein war, sagte ich immer: »Schau! Miner* McGee hat seine Stirnlampe angemacht«, und Mitch runzelte dann die Stirn und fragte: »Wohnt da oben wirklich Miner McGee?«

Der Junge war immer skeptisch, Bea war da ganz anders. Nein, als Mitchs Tochter kam, mein einziges Enkelkind, hat sie darum gebettelt, dass ich die Geschichte erzähle, wieder und wieder, und sie hat sie aufgesaugt wie Wasser. Nie hat sie hinterfragt, warum ein alter Mann ganz allein dort oben leben sollte, und sie wunderte sich auch nicht, warum das Licht nur an sonnigen Tagen erschien. Ihre einzige Sorge war: »Was ist, wenn er den Himmelsdiamanten nie findet?«

»Er wird ihn finden«, sagte ich dann. »Er wird nicht aufgeben.«

Die Sonne sinkt tiefer, und das Licht verschwindet. Die Geschichte verblasst. Erst ist Mitch erwachsen geworden und aus der Geschichte herausgewachsen, dann Bea.

Ich frage mich, was mein Sohn macht.

Randolfs Stiefel schrammen über die alte Veranda, als er sich aus seinem Sitz quält. »Kommst du auch?«

»In einer Minute.«

Er tritt ins Haus, sein rechtes Bein zieht er ein wenig nach. Seine Schultern sind gebeugt unter der Last von einundsiebzig Jahren eines harten Lebens. Allmächtiger, ich liebe diesen Mann. Fünfundvierzig gemeinsame Jahre – und ich habe mir nie ein anderes Leben gewünscht. Ich habe nie daran gezweifelt, dass wir jeden Sturm, den Montana uns über den Weg schickt, gemeinsam überstehen können.

Bis jetzt.

* Miner ist das englische Wort für Bergmann.

2

Bea Michaels rieb sich die Augen, blinzelte dreimal und sah noch einmal hin. Ah ja. Die beiden blauen Linien waren immer noch da.

»Himmel noch mal.« Ihre Version eines viel stärkeren Begriffs klang ein wenig lahm. »Himmel, Himmel, Himmel noch mal.«

Ein Ansturm von Gefühlen überflutete ihr Herz – ihren ganzen Körper. Freude, Angst, Verwirrung, Besorgnis und Erstaunen kämpften um die Herrschaft, ließen ihre Wangen erröten und ihre Zehen kribbeln. Das konnte nicht real sein. Konnte nicht wahr sein. Aber das kleine weiße Stäbchen sagte, es sei wahr.

Sie würde Mutter werden.

Ein erstickter Lach- und Weinkrampf entrang sich ihrer Kehle, und sie schlug die Hand vor den Mund. Tränen brannten in ihren Augen. Es gab ein Baby in ihr. Jetzt, in diesem Augenblick, wuchs ein Kind von ihr und Jeremy in ihr. Aber sie war doch selbst kaum mehr als ein Kind, oder? Auch, wenn sie vor ein paar Monaten einundzwanzig geworden war – nie hatte sie sich weniger erwachsen gefühlt.

Sie hatte gedacht, sie würde mehr Zeit haben, sich vorzubereiten. Mehr Zuversicht für die Zukunft. Mehr ... irgendwas.

Das Geräusch der zuschlagenden Wohnungstür ließ sie aufschrecken. Jeremy war zurück. Aber sie war nicht imstande, ihn jetzt zu sehen. Sie wusste nicht, wie sie das anstellen sollte.

Warum hast du mich verlassen, Mom? Sie schnappte nach Luft und schlug ihre Hände vors Gesicht.

Jeremy fand sie weinend im Badezimmer vor.

»Hey, Bea.« Er lief zu ihr und legte ihr sanft die Hände auf die Schultern. »Alles in Ordnung? Was ist denn los?«

»J-ja.« Sie bemühte sich, die Worte zwischen ihren Schluchzern hervorzubringen. »Ich weiß es nicht. Meine M-Mom wird niemals ... n-niemals ...«

Sein Gesicht wurde weicher, und er zog sie an sich. »Vermisst du heute deine Mutter?«

»Nein!«, jammerte sie und wand sich aus seinen Armen. Warum flennte sie so? Sie war nicht zum Flennen erzogen worden. »Ich meine, ja. Aber – aber – sieh mal.«

Da sie nicht die richtigen Worte fand, hielt sie ihm das weiße Stäbchen hin.

Jeremy starrte es verständnislos an. »Ähm ...«

»Es ist ein Schwangerschaftstest.«

Er riss die Augen auf.

Sie wischte sich die Tränen ab und ermahnte sich, mit dem Geheule aufzuhören, bevor sie sagte: »Er ist positiv.«

»Du meinst ...?« Er suchte in ihrem Gesicht nach einer Erklärung.

»Ja.« Sie fing wieder an zu weinen. »Du wirst Vater.«

Erstaunen war nun in seinem Gesichtsausdruck zu lesen und ließ ihr Herz ein wenig höherschlagen. Ihr gelang ein zittriges Lächeln und er stieß ein nicht gerade feines Wort aus.

Sie schlug ihm auf den Arm. »Fluche nicht.«

»Tut mir leid.« Er legte einen Arm um ihre Taille und schüttelte den Kopf. »Ich konnte nicht anders.«

Bea sah auf ihren Bauch. »Aber sie wird dich hören.«

Er kniete sich so hin, dass sein Gesicht auf der Höhe ihres Bauches war. »Sie, hm?«

Bea atmete tief durch. Sie würde das schaffen. »Oder er. Oder ein Er und eine Sie. Wer weiß?«

Er stand auf und warf ihr einen feierlichen Blick zu. »Himmel noch mal.«

»Genau.« Ihre geschwellenen Augen wurden groß. »Wow. Himmel noch mal.«

Er zog sie an sich. »Siebter Himmel, würde ich sagen.«

Sie lehnte sich an ihn. »Ich kann es einfach nicht glauben.«

Er schlang seine Arme fest um sie und legte seinen Kopf an ihren. Sie atmete seinen Duft ein und war dankbar für seine Gegenwart – seine Stärke. Ein paar Minuten lang war es still in ihrem winzigen Badezimmer, bis auf das Ping, Ping, Ping aus dem Wasserhahn, den der Vermieter wohl nie reparieren würde.

Als Jeremy sprach, war seine Stimme schwer. »Du bist traurig, weil deine Mutter das nicht mehr miterlebt.«

Bea nickte an seiner Brust. Manchmal verstand er ihre Gefühle besser als sie selbst, obwohl er eine Kindheit voller Schwierigkeiten und Vernachlässigung erlebt hatte – oder vielleicht gerade deshalb.

»Sie wird sie nie kennenlernen. Oder ihn.« Das Baumwollhemd ihres Mannes dämpfte Beas Stimme. »Sie wäre so begeistert gewesen, Großmutter zu sein.«

In gewisser Weise waren die letzten zwei Jahre wie im Flug vergangen: ihre stürmische Romanze, Jeremys College-Abschluss, die Hochzeit. Aber in anderer Hinsicht waren es die längsten zwei Jahre ihres Lebens gewesen. Mom war ihre beste Freundin gewesen. Ihre Vertraute. Der Krebs hatte sie so schnell dahingerafft, dass es Bea manchmal gar nicht wirklich vorkam. Wie sollte sie das Leben ohne ihre Mutter durchstehen?

»Ich habe Angst.«

Das war etwas, das niemand in ihrer Familie je gern zugab, aber es war eine Erleichterung, diese Worte laut auszusprechen. Jeremy löste seinen Griff und legte seine Stirn an ihre. »Ich auch.«

Sie wich seinem Blick aus. »Und du weißt, was das bedeutet.«

Er trat einen Schritt zurück und seufzte. »Ruf ihn noch nicht an.«

»Aber ...«

»Lass uns das Wochenende, um uns einfach zu freuen. Zur Feier des Ereignisses führe ich dich morgen zum Essen aus, wohin du willst. Und am Montag kannst du mit ihm reden.«

Bea ergriff seine Hand und drückte sie. Der Gedanke an Essen war gerade nicht sehr verlockend. Es war ihr flaes Gefühl im Magen, das sie nun fünf Tage hintereinander verspürt hatte und was zuerst den Verdacht hatte aufkommen lassen, sie könnte schwanger sein. Aber

ein Gespräch mit ihrem Vater war auch keine sehr verlockende Perspektive.

»Okay.«

Sie ließ sich von Jeremy aus dem Bad in das kleine Wohnzimmer führen, das gleichzeitig als Esszimmer diente und mit der Küchenzeile verbunden war. Er überredete sie, sich auf den Futon zu setzen, und bestand darauf, das Abendessen zuzubereiten. Sie lächelte innerlich. Er würde ein guter Vater sein. Aber ...

Würde sie eine gute Mutter sein?

Weitere Tränen begannen zu fließen. Mutter – ein so unschuldig klingendes Wort, aber es klang in ihrem Kopf wie eine Sirene. Ihre Mutter war tot. Und die Art, wie ihr Vater sie nach ihrem Tod von seiner Trauer ausgeschlossen hatte? Nun, es war fast so, als hätte sie beide verloren.

Sie hatte sich mittlerweile daran gewöhnt, dass es nur sie und Jeremy gab. Zwei Herzen gegen den Rest der Welt. Frei, um zu tun und zu lassen, was sie wollten. Frei, ihren eigenen Weg in die Zukunft zu gehen. Aber jetzt sah sie Jeremy zu, wie er in der Küche hantierte, und dachte an den Schimmel, den sie im Schlafzimmerteppich gefunden hatten. An den Kabelbrand, den sie vor Kurzem erlebt hatten, als der Ofen einen Kurzschluss gehabt hatte. Und die schlechte Nachricht, die sie diese Woche von Jeremys Arbeitgeber erhalten hatten.

Hier konnten sie nicht bleiben. Alles war im Begriff, sich zu ändern. Wieder einmal.

Sie legte die Hände auf den Bauch. Das war real. Sie bekam ein Baby. Himmel noch mal.

3

Der Himmel erstreckt sich so weit und breit wie die offenen Arme von Jesus«, das hat seine Mutter immer gesagt. Mitch Jensen ließ einen Arm aus dem Fenster seines Trucks hängen und genoss die Sonne, die jedoch leider nicht von Dauer sein würde, denn es konnte morgen schon schneien. Trotzdem konnte er sich nicht an einen schöneren Herbstanfang erinnern.

Er bog in eine lange Kieseinfahrt ein und verlangsamte das Tempo. Diesmal verursachte der vertraute Anblick seines Elternhauses etwas in seiner Brust, das er nicht gewohnt war. War das eine Vorahnung oder bereits Erschöpfung, obwohl es erst Montag war?

Als er den Motor des Wagens abstellte, umgab ihn Stille – Stille von genau der richtigen Art. Nicht unnatürlich und gezwungen, als würde die Natur angesichts einer potenziellen Gefahr verstummen, sondern lebendige Stille. Moose Creek war eine kleine Stadt mit nicht viel mehr als einer Straßenkreuzung, zwei Kneipen, einem schlichten Restaurant und einem Postamt, aber im Vergleich hierzu war es geradezu chaotisch. Er war dankbar, dass seine Eltern, die geradezu unbeugsamen Randolph und Juniper Jensen, den größten Teil der umliegenden Ländereien hatten verkaufen können, sodass sie auch jetzt noch hier leben konnten, nachdem sein Vater vor ein paar Jahren die Viehzucht aufgegeben hatte.

Mitch wappnete sich innerlich, als die Verandastufen unter seinem Gewicht ächzten. Sein Vater hatte ihn alle paar Tage angerufen und ihn gebeten, vorbeizukommen. Dabei hatte er Andeutungen gemacht, dass etwas mit seiner Mutter nicht stimmte, und wollte wissen, ob Mitch in letzter Zeit mit ihr gesprochen hatte. Deshalb war Mitch sich nicht ganz sicher, was ihn bei diesem Besuch erwartete.

Er hatte seinen Vater gefragt, ob seine Mutter krank sei, und der hatte geantwortet: »Is möglich.« Aber das sagte er immer. Zu allem. Is möglich.

Seine Mutter hatte auf keinen seiner Anrufe reagiert und er hatte sie und seinen Vater seit einigen Wochen nicht mehr gesehen. Und soweit er wusste, hatten sie das Haus nicht mehr verlassen, noch nicht einmal, um in die Kirche zu gehen, was ein sicheres Zeichen für eine ernstere Krankheit war, denn sie verpassten nie einen Gottesdienst.

Die schwere Eichentür war nur angelehnt, aber er klopfte dennoch mit der Hand an den Türrahmen, bevor er eintrat. »Mom? Dad?«

June steckte den Kopf aus der Küchentür und meinte: »Mitch? Ich wusste nicht, dass du vorbeikommen würdest.«

Er trat die Schuhe auf dem Läufer ab und ging zu ihr in die Küche, wo er sie beim Ausrollen eines Kuchenteigs antraf. »Ich habe dir ein paar Nachrichten aufs Band gesprochen.«

»Ach, das.« Sie winkte seine Worte weg wie eine lästige Fliege. »Ich war beschäftigt.«

»Das kann ich sehen.« Drei Kuchen standen bereits auf dem Tresen. Er schnupperte daran. »Hast du schon Äpfel gepflückt?«

»Weg da.« Sie schob ihn zur Seite, damit sie die Ofentür öffnen und einen vierten Kuchen herausholen konnte.

Er spähte aus dem Küchenfenster. »Wo ist Dad?«

»Äpfel pflücken. Ich nehme an, er hat deinen Truck gesehen. Müsste jeden Moment da sein.«

Mitch nahm sich ein Glas Wasser und beobachtete sie unauffällig, während er darauf wartete, dass sein Vater auftauchte. Sie sah gesund aus und wirtschaftete in der Küche herum wie immer. Ihre Wangen hatten eine gute Farbe und ihre Bewegungen wirkten mit dreiundsechzig noch genauso geschmeidig und sicher wie mit vierzig. Es sei denn, es stimmte etwas in ihrem Inneren nicht.

Oh nein. Krebs. War es das, worum es hier ging? Nein, das konnte er nicht noch einmal durchmachen. Er konnte es nicht ertragen. Ihm wurde eng um die Brust.

Die Fliegengittertür öffnete sich knarrend und schlug zu. »Mitch?«

»Hier drin, Dad.«

Sein Herz schlug schneller, als die Schritte seines Vaters näher kamen. Vielleicht war das der Grund, warum er eine Vorahnung verspürt hatte, als er angekommen war. Seine Eltern verbargen eine schreckliche Diagnose vor ihm. Er hätte sich früher auf den Weg zu ihnen machen sollen.

Randolf trug einen Eimer voller Äpfel zum Küchentisch und stellte ihn dort ab. »Hallo.«

»Hey.« Mitch trat von einem Fuß auf den anderen. »Ich habe früher Feierabend gemacht und dachte, ich komme mal vorbei.«

June schnaubte. »Hier im Weg rumstehen, das tut er.«

Sein Vater nahm die Baseballmütze ab und kratzte sich am Kopf. »Nun, schön, dich zu sehen.«

»Steht nicht einfach da und starrt euch an.« June schlug ein Handtuch in seine und Randolfs Richtung. »Geht noch ein paar Äpfel pflücken.«

Mitch folgte seinem Vater, als dieser zur Tür hinausging. Es war ohnehin einfacher, dieses Gespräch irgendwo zu führen, wo seine Mutter nicht dabei war.

Er beobachtete, wie sein Vater vorsichtig jede Stufe der Veranda nahm, sein linkes Bein fest auf die nächste Stufe setzte und dann das rechte mit einem Schnaufen nach unten wuchtete. Mitch konnte sich nicht erinnern, dass er sich jemals so langsam bewegt hatte. Hatte er in letzter Zeit derart abgebaut oder war es schon eine Weile so schlimm, und Mitch hatte es nicht bemerkt?

Er nahm sich einen leeren Eimer, der am Fuß der Treppe stand. »Warum sagst du mir nicht, was los ist, Dad?«

Randolf blickte geradeaus und stapfte auf die drei Apfelbäume an der Nordseite des Hauses zu. Mitch ging schweigend neben ihm her, er wusste, dass sein Vater sich nicht drängen lassen würde. Randolf trug trotz des Sonnenscheins sein übliches langärmeliges kariertes Flanellhemd und verblichene Jeans, die sich allerdings nur mithilfe eines abgenutzten Ledergürtels, auf dem sein Name eingestanz war, an seiner drahtigen Statur halten konnte.

Als sie die Bäume erreichten, pflückte Mitch einen tief hängenden Apfel und biss hinein. »Bisschen säuerlich.«

»Mm-mmh.« Randolph griff sich auch einen Apfel und legte ihn in den Eimer. »Ich hätte noch ein oder zwei Wochen gewartet, aber deine Mutter hat darauf bestanden.«

Mitch runzelte die Stirn. Sie hatte schon immer ein Händchen dafür gehabt, genau zu wissen, wann die Äpfel reif waren. »Wofür sind all die Kuchen? Ist in der Gemeinde was los?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Wofür sind sie denn dann?«

Randolf stieß einen langen Seufzer aus und zuckte mit den Schultern. »Deine Mutter ist in letzter Zeit nicht mehr sie selbst, Junge.«

Mitch wurde flau im Magen. Jetzt kam es. Die schlechte Nachricht. »War sie schon beim Arzt? Ist es schlimm?«

»Nein, nein. Kein Arzt. Sie wird da nicht hingehen. Sie wuselt nur im Haus herum.«

Mitch legte die Stirn in Falten. »Macht sie das nicht immer?«

»Tja.« Randolph hielt mit einem Apfel in jeder Hand inne. »Vermutlich.«

Was war hier los? Seine Mutter war wie immer sehr beschäftigt, und wenn sie nicht beim Arzt gewesen waren, gab es auch keine Diagnose. Mitch sah, wie sein Vater zusammenzuckte, als er nach einem Apfel über seinem Kopf griff, und fragte sich, um wen von seinen Eltern er sich eigentlich gerade Sorgen machen sollte.

»Warum machst du nicht eine Pause, Dad?« Er wies zum Haus. »Ich mache das hier fertig.«



Mitch nahm zwei Kuchen mit nach Hause, einen für sich selbst – als ob er einen ganzen Kuchen essen könnte – und einen für »deine nette kleine Nachbarin«, wie seine Mutter es ausdrückte. Als ob es nicht das Allerletzte wäre, Marge, die ein Hauch von Persönchen war, einen

kompletten Kuchen zu bringen. Er stellte sie auf den Tisch und fragte sich, was in aller Welt er mit zwei ganzen Kuchen anfangen sollte.

Selbst ohne die beiden, die er ihnen abgenommen hatte, würden seine Eltern den Rest der Woche Apfelkuchen essen – zum Frühstück, Mittag- und zum Abendessen. Aber dass seine Mutter das Kuchenbacken stark übertrieb, war nichts, worüber man sich Sorgen machen musste, wie er seinem Vater vor seiner Abfahrt zu erklären versucht hatte. Die geschäftige Juniper Jensen brauchte nur ein neues Hobby oder eine neue Freundin oder so etwas. Das war alles.

Er stellte ein paar Reste eines Hackbratens in die Mikrowelle und blätterte seine Post durch. Abends vermisste er Caroline am meisten. Zwanzig Jahre lang war sie da gewesen und hatte neben ihm gesessen. Er hatte mit ihr geredet, Essen und Leben mit ihr geteilt, und jetzt hatte er nichts als einen leeren Tisch und einen kleinen Teller mit aufgewärmtem Hackbraten vor sich.

Der Text von »Sweet Caroline« ging ihm durch den Kopf. Obwohl er ein eingefleischter Countryfan war, hatte das alte Lied von Neil Diamond einen besonderen Platz in seinem Herzen. Er hatte es immer aus voller Kehle gesungen, wenn er nach der Arbeit durch die Tür gestürmt war, sehr zu Carolines Verdruss. Was würde er dafür geben, noch einmal sehen zu können, wie sie ihre Augen verdrehte? Wie sie seinen Arm tätschelte und sagte: »Ich freue mich auch, dich zu sehen, Schatz.«

Der Brunftschrei eines Hirschs ertönte. Er schüttelte die Erinnerungen ab und ließ den Blick durch die Küche schweifen. Wo hatte er sein Handy hingelegt? Er sah auf den Tresen, in seine Hosentaschen und zu den Kuchen. Wer würde ihn um diese Zeit anrufen?

Der Hirsch wiederholte seinen hohen Ruf, und Mitch folgte dem Klang mit den Ohren.

»Oh.« Er eilte zu seiner Jacke, die er über eine Stuhllehne gehängt hatte, und schob seine Hand in die Tasche. Da war es.

»Hallo?« In seiner Eile zu antworten schaute er nicht einmal auf das Display.

»Dad?«

Das war eine Überraschung. Ein Lächeln ließ sein Gesicht erstrahlen. »Bibi, hey. Wie geht es dir?«

»Du weißt, dass mich niemand mehr so nennt, oder?«

»Ich weiß, ich weiß. Bea. Entschuldigung. Was gib't's?«

»Ich wollte mich nur mal melden.«

Mitch holte seinen Hackbraten aus der Mikrowelle und setzte sich an den Tisch. Seine Tochter rief nicht oft an. Nicht, seitdem sie geheiratet hatte. Daran musste er sich erst noch gewöhnen. Es war schon schwer genug gewesen, als sie weniger als drei Monate nach Carolines Tod aufs College gegangen war, aber dass dann auch noch Jeremy gekommen war und ...

»Hattest du bei der Arbeit einen guten Tag?«

Er setzte seine Gabel ab. Irgendetwas an ihrer Stimme klang seltsam.

»Es war in Ordnung. Stimmt was nicht?«

Abgesehen davon, dass sie fast zweitausend Kilometer entfernt wohnte und er sie nie zu Gesicht bekam.

»Wir haben einfach viel um die Ohren. Jeremys Firma hat letzten Montag unerwartet dichtgemacht, und wir haben erfahren, dass unser Vermieter unser Haus verkauft. Die neuen Besitzer wollen alle rauschmeißen und renovieren, da es in einem so schlechten Zustand ist.«

Mitch erstarrte. »Was? Er hat seinen Job verloren?«

»Das klingt, als wäre er gefeuert worden, Dad. Nein, die Firma hat dichtgemacht.«

»Er hat also keinen Job.«

Schweigen.

Mitch schob den Hackbraten auf seinem Teller hin und her und wippte mit dem Fuß. Jeremy war ein guter Kerl, vor allem, wenn man bedachte, aus was für einer erbärmlichen Familie er stammte: Aber Mitch hatte schon lange vermutet, dass er es schwer haben würde, für seine Tochter zu sorgen. Was genau machte man eigentlich mit einem Abschluss in Marketing? Und jetzt war Mitchs einziges Kind in Not, doch von hier aus, am anderen Ende des Landes, konnte er nichts dagegen tun.

»Die schmeißen einfach alle raus?« Er schob den Stuhl zurück, stand auf und ging durch den Raum. »Ist das legal?«

»Der Mietvertrag verlängert sich immer nur von Monat zu Monat.«

»Hm.«

»Wie auch immer, ich dachte, vielleicht ...«

»Du musst irgendwo bleiben.« Mitch hielt mitten im Schritt inne. Vielleicht konnte er doch etwas tun. »Ihr werdet natürlich hierherkommen.«

»Dad, ich weiß nicht.«

Er hob die Augenbrauen und sah auf das Telefon. Welche Wahl hatte sie denn? Auf Jeremys Seite der Familie würden keine offenen Arme auf sie warten, und ohne Job würden sie in Santa Clara nie wieder eine Wohnung finden. Wie sich ein junger Erwachsener heutzutage überhaupt eine Wohnung leisten sollte, war ihm ein Rätsel – selbst mit einem Job.

Zum Glück hatten sie noch keine Familie gegründet.

»Vorübergehend.« Er umklammerte das Telefon. »Irgendwo müsst ihr doch wohnen, Bibi.«

Und wenn aus »vorübergehend« etwas Dauerhaftes würde, umso besser für ihn.

»Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte Bea.

Es war eine harte Pille gewesen, die er hatte schlucken müssen, als Bea ihm gesagt hatte, dass sie und Jeremy nach Kalifornien ziehen würden. Kalifornien, im Ernst? Die Leute aus Montana machten Witze über Menschen, die dort lebten. Aber Jeremy hatte große Pläne, im Silicon Valley zu arbeiten. Nun sah man, wie das ausgegangen war.

Mitch begann im Geiste eine Checkliste zu erstellen. Den Kühl-schrank auffüllen, Bettwäsche waschen, die Terrassenmöbel aus dem Carport in den Garten stellen. Er würde alles perfekt machen. Perfekt genug, dass Bea es sich zweimal überlegen würde, bevor sie wieder ging.

»Dad?«

»Ja.« Er sah sich in seiner leblosen, leeren Küche um und lächelte. Sein Baby kam nach Hause. »Ich bin mir ganz sicher.«

4

Bea rutschte auf dem Beifahrersitz hin und her und versuchte, es sich bequem zu machen, aber nach zwei Tagen im Auto klappte das immer weniger. Sie wünschte sich fast, sie wären die neunzehn Stunden von Santa Clara nach Montana in einem Rutsch durchgefahren, um es hinter sich zu bringen. Gleichzeitig wünschte sie sich aber auch, sie hätten sich eine ganze Woche Zeit genommen, um nach Moose Creek zu fahren. Je näher sie dem Ort kamen, desto weniger bereit war sie dafür.

Sie drehte sich um und sah nach Jeremys Katze in ihrem Transportbehälter auf dem Rücksitz. Wenigstens war Steve nach drei Stunden Geklaue endlich eingeschlafen.

»Alles okay mit dir?« Jeremy streckte die Hand aus und drückte ihr Knie. »Brauchst du eine Pause?«

»Alles okay.« Sie richtete ihren Pferdeschwanz und setzte sich im Sitz zurecht. »Ich bin nur müde.«

Nachdem die Entscheidung gefallen war, vorläufig nach Moose Creek umzuziehen, hatten sie sich Zeit gelassen, ihr Habe zusammenzupacken. Die Miete war bis September bezahlt, also gab es keinen Grund zur Eile. Jeremy hatte ihr bei der Entscheidung geholfen, welche Dinge sie behalten und welche sie weggeben sollten, aber er war seltsam schweigsam bei der ganzen Umzugssache gewesen und hatte stattdessen lieber über das Baby dies und das Baby das und den Namen des Babys und überhaupt das Baby gesprochen.

Sie fand es rührend, wie aufgeregt er war. Ehrlich. Aber das flaue Gefühl in ihrem Magen und die Ungewissheit in ihrem Herzen hinderten sie daran, all die Planerei ebenso zu genießen, wie Jeremy es tat. Was würde ihr Vater sagen, wenn er erfuhr, dass sie schwanger war?